

Dr. med. Franz Eigenmann im Porträt

«Zum Teil litt ich, zum **Teil** hatte ich **Freude**»

Er könnte seinen Ruhestand in seinem Häuschen am Thunersee, auf einer Spritztour mit einem seiner Cabriolets oder beim Schmökern in alten Büchern geniessen. Aber nichts da: Dr. med. Franz Eigenmann ist nach 25 Jahren als Chefarzt Gastroenterologie am Kantonsspital Baden mit fast 70 immer noch Chefarzt-Stellvertreter. Er arbeitet gern. «Gemessen an dem Druck, den ich jahrzehntelang hatte, sind das jetzt paradiesische Zustände.»

Interview | Dr. med. Eva Ebnöther

● **GastroMag: Dr. Eigenmann, Sie wurden im Februar 2019 als Chefarzt pensioniert, arbeiten aber weiter. Warum?**

Franz Eigenmann: Die Medizin hat während Jahrzehnten mein Leben beherrscht. Diese Arbeit aufzugeben, konnte ich mir nicht vorstellen – die Medizin ist etwas vom Sinnvollsten, was ich machen kann. Ich «übe» für meinen Beruf nun seit rund 50 Jahren und versuche, mich immer noch zu verbessern.

Viele Leute freuen sich auf die Pensionierung, weil sie dann endlich ihren Hobbys frönen können. Sie nicht?

Ich habe schon ein paar Vergnügungen. Freude bereitet mir unser Ferienhäuschen am Thunersee mit den nötigen «Spielsachen». Inzwischen arbeite ich sogar – horribile dictu – gelegentlich im Garten. Als Kind und Jugendlerner hatte ich die Pflicht, im Garten des Elternhauses den Rasen zu mähen. Als ich dann das Staatsexamen machte, schwor ich mir, nie mehr etwas im Garten zu machen. Jetzt am See finde ich es vergnüglich, gelegentlich Büsche zu schneiden oder die Brombeerenplage zu bekämpfen, mich dann etwas hinzulegen, zu baden und dann wieder eine Runde im Garten zu wüten. Man braucht eine sinnstiftende Beschäftigung – einfach konsumieren

ist zwar hin und wieder angenehm, macht aber eindeutig nicht glücklich.

«Einfach konsumieren ist zwar hin und wieder angenehm, macht aber eindeutig nicht glücklich.»

In welchem Pensum arbeiten Sie als stellvertretender Chefarzt?

Bis im Februar waren es 80 Prozent. Nun sind es noch 60 Prozent, also etwa 36 Stunden pro Woche. Das Pensum haben wir reduziert, weil wir endlich ärztliches Personal rekrutieren konnten. Jahrelang fanden wir niemanden. Um das Personalbudget nicht zu überstrapazieren, bat man mich, mit den Prozenten herunterzugehen. Ich wehrte mich nicht heftig, denn ich weiss, dass es in dieser Branche nicht einfach ist, gute Leute zu gewinnen. Ich forderte aber, dass ich auch nach 70 noch weiter arbeiten kann.

Wie alt sind Sie jetzt?

69.

Dr. med. Franz Eigenmann,
Chefarzt-Stellvertreter Gastro-
enterologie und ehemaliger
Chefarzt am Kantonsspital Baden



Sie denken also nicht ans Aufhören?

Nein, aber natürlich will ich aufhören, wenn ich noch gut bin. Ich habe Leute erlebt, die weiterarbeiteten, obwohl sie besser aufgehört hätten. Das soll mir auf keinen Fall passieren.

Machen Sie noch alles oder haben Sie sich auf eine bestimmte Tätigkeit spezialisiert?

Grundsätzlich betreue ich meine langjährigen Patientinnen und Patienten weiter. Ferner mache ich das, was man mir aufträgt. Die Sprechstundentätigkeit hat zugenommen, dafür ist die interventionelle Endoskopie zurückgegangen. Ich eigne mir keine komplexen neuen Methoden mehr an, die eine Lernkurve über viele Jahre haben. Reizen würde es mich zwar schon, aber es hat keinen Sinn, Dinge zu lernen, die ich nicht

mehr zur Reife bringen kann zugunsten der Patientinnen und Patienten.

Kannten Sie Ihren Nachfolger schon, bevor es zum Wechsel kam?

Ich war nicht Teil der Kommission, die den Nachfolger bestimmte. Ich schaute mich aber in der Gastroenterologie-Landschaft der Schweiz um und überlegte mir, wer infrage käme für eine solche Position. Ein paar Leute, von denen ich dachte, dass sie interessiert sein könnten, sprach ich direkt an. Zwei Herren, die sich das vorstellen konnten, lud ich ins Spital ein und zeigte ihnen, wie es hier in Baden funktioniert. Sie bewarben sich beide. Einer davon, Matthias Froh, ist nun mein Nachfolger.

Das ist eine spezielle Konstellation – da müssen sie beide sehr gut zusammen auskommen.

Matthias Froh trat seine Stelle ein Jahr vor meiner Pensionierung als stellvertretender Chefarzt an und wurde dann automatisch Chefarzt. In diesem Jahr konnte er alles kennenlernen. Ein solcher Wechsel hat riesige Vorteile. Zum Beispiel wurden alle meine Patientinnen und Patienten kontinuierlich betreut. Und ich hatte ohnehin stets mehr Freude an der Patientenbetreuung als am Chefsein. Das zusammen mit der von mir sehr geschätzten Rücksichtnahme von seiner Seite und umgekehrt natürlich auch der Rücksichtnahme meinerseits sind wir nun schon im fünften Jahr dieser guten Zusammenarbeit. Zum Glück gibt es kaum Friktionen. Ich kann flexibel einspringen, wenn er ausfällt. Passiert es etwas Unvorhergesehenes, bin ich meistens in der Gegend und kann helfen. Gemessen an dem Druck, den ich jahrzehntelang hatte, sind das jetzt paradiesische Zustände.

Was sagt ihre Familie dazu, dass Sie noch so viel arbeiten?

Meine Frau ist ebenfalls noch berufstätig, sie ist Physiotherapeutin in einer Praxis. Und unsere beiden Kinder sind erwachsen.

Wollten Sie nie in eine Praxis haben?

Das stand wiederholt zur Diskussion. Schliesslich zog ich aber den abwechslungsreicheren Betrieb im Akutspital vor.

«Ich hatte stets mehr Freude an der Patientenbetreuung als am Chefsein.»

Warum das?

Weil die Herausforderung Spass macht, wenn man sie bewältigen kann.

Hatten Sie das Gefühl, Sie würden sich in einer Praxis langweilen?

Eine befreundete Gynäkologin sagte einmal zu mir: «In der Praxis machst du fünf Tage pro Woche das Ewiggleiche.» Mir hätte die Vielseitigkeit gefehlt. In Baden konnte und kann ich in fast allen Bereichen der Gastroenterologie tätig sein: interventionelle Endoskopie, rund hundert Patientinnen und Patienten mit chronisch-entzündlichen Darmerkrankungen, recht viel Hepatologie, rektoanale Physiologie etc. Es war spannend und eine Herausforderung, dabei-

Franz Eigenmann macht eine Spritztour mit einem seiner Cabriolets.



zubleiben. Zum Teil litt ich, zum Teil hatte ich Freude. Zudem: In einer Praxis muss man sich um Managementdinge kümmern, die mir hier die Spitaladministration abnahm. Als Chefarzt im Spital erhielt ich viel Unterstützung.

Mögen Sie eines der Fachgebiete, die Sie aufgezählt haben, ganz besonders?

Ich finde fast alles faszinierend – die Mischung macht es aus. Wenn ich etwas hervorheben müsste, wäre es, dass ich 1999 dazu verdonnert wurde, mich um die Kandidatinnen und Kandidaten für bariatrische Chirurgie zu kümmern. Ich arbeitete mich in das Gebiet ein, war der Erste im Haus, der diese Patientinnen und Patienten systematisch nachbetreute.

Wieso haben Sie Medizin studiert?

Ich überlegte mir, was die beste Berufswahl wäre unter Berücksichtigung meiner vorhandenen oder nicht vorhandenen Fähigkeiten, meiner Neigungen und von dem, was zu erwarten ist. Jurisprudenz wäre eine Möglichkeit gewesen. Aber es waren die 68er-Jahre, und ich dachte, dass es vielleicht eine starke gesellschaftliche Umwälzung gäbe, womit das juristische Wissen sofort obsolet gewesen wäre. Die Medizin hingegen ändert sich nicht – politisches System hin oder her. Ingenieurwissenschaften hätten mich ebenfalls interessiert. Aber dort hatte ich das Gefühl, dass mir der menschliche Bezug fehlen würde.

«Eine Herausforderung macht Spass, wenn man sie bewältigen kann.»

Kommen Sie aus einer Ärztfamilie?

Mein Vater war Veterinär. Auch er arbeitete bis ins höhere Alter und machte das gern. Mit 80 verdiente er mit den Kühen noch gleich viel wie ich als junger Oberarzt.

Wieso haben Sie sich als Spezialgebiet für die Gastroenterologie entschieden?

Ich dachte als junger Mann, ich sei manuell nicht talentiert. In der Inneren Medizin merkte ich aber, dass ich besser Zentralvenenkatheter und Pleuradrainagen legen oder Leute intubieren konnte als viele meiner Kollegen. Da ich in der Inneren Medizin schon weit fortgeschritten war und etwas mit einer manuellen Komponente machen wollte, bot sich die Gastroenterologie an. Ausserdem war damals in Solothurn der einzige Spezialist, der nicht im Spital arbeitete und den man dennoch ernst nahm, der Gastroenterologe. Er konnte Dinge, die im Spital niemand konnte. Ein dritter Grund war, dass ich wusste, dass es

eine solide Nachfrage nach Gastroenterologen geben würde. Zudem ist Gastroenterologie nicht so skatierbar wie andere Bereiche.

Wie meinen Sie das?

Es ist in der Gastroenterologie nicht möglich, dass ein grosser «Guru» mit einer Truppe von untergeordneten Adlaten viele Leute versorgen kann – das habe ich zum Beispiel in der Onkologie erlebt. Als Gastroenterologe können Sie nur zehn Koloskopien am Tag machen, und dann machen Sie daneben nichts anderes.

Haben Sie je gedacht: Hätte ich doch lieber etwas anderes gemacht?

Ein anderer Traum wäre die Dermatologie gewesen. Da war ich von gewissen Persönlichkeiten in Basel so begeistert, zum Beispiel Rudolf Schuppli und Theo Ruffli. Die Dermatologie hätte einen bequemeren Lebensstil mit sich gebracht. Aber ich bekam in der Gastroenterologie zuerst eine Ausbildungsstelle, und bereut habe ich diese Wahl nie.

Sie haben enorm viele Patientinnen und Patienten erlebt. Gibt es jemanden, der Sie sehr beeindruckt, vielleicht gar geprägt hat?

Da gibt es viele. Zum Beispiel koloskopierte ich 1986 in Bern eine 26-jährige Frau mit Bauchweh. Ohne Sedation, wie es damals üblich war. Die Patientin hatte starke Schmerzen, und ich überlegte mir aufzuhören. Sie sagte aber, ich solle weitermachen, weil sie spüre, dass etwas nicht stimme. 15 Zentimeter weiter im Kolon entdeckte ich das Karzinom, an dessen Folgen sie etwa ein Jahr später starb. Es beeindruckte mich, dass sie trotz erheblichen Schmerzen sagte, ich solle weitermachen. Die A-priori-Wahrscheinlichkeit, dass bei einer 26-Jährigen ein Kolonkarzinom für unspezifische Bauchbeschwerden verantwortlich ist, ist winzig. Und doch: Vor wenigen Monaten musste ich bei einer 23-jährigen Studentin wieder eine solche Diagnose stellen.

Sie sagen, dass die Leute damals ohne Sedation koloskopiert wurden. Wie hielten sie das aus?

Bei normaler Anatomie und halbwegs geschicktem Untersucher ist es nicht enorm schmerzhaft. Viele Menschen können das aushalten, ohne traumatisiert zu werden. Die Toleranz für eine Koloskopie ohne Sedation ist aber alters- und geschlechtsabhängig. Junge Frauen leiden am meisten, ältere Männer am wenigsten – immer unter der Voraussetzung, dass sie einen normalen Darm haben. Ich bin heute noch



Franz Eigenmann mit einem seiner zwei Exemplare des Anatomiebuchs von Andreas Vesalius, das 1555 gedruckt wurde

Können Sie es zuhause aufbewahren?

Ja. Solche Bücher sollten einfach nicht dem grellen Licht ausgesetzt sein und – das Wichtigste – trocken gelagert werden. Aber die haben ja auch schon 500 Jahre überlebt.

Nehmen Sie den Vesalius manchmal hervor und blättern darin?

Ja. Dann übe mich im Latein. Als mein Sohn auch einen Medizinalberuf ergriff, entschloss ich mich, noch ein zweites Vesalius-Exemplar anzuschaffen. Es kommt sinnigerweise aus dem Nachlass meines Anatomielehrers aus Basel, Prof. Dr. Dr. Gerhard Wolf Heidegger. Als es zur Auktion kam, ersteigerte ich es. Der eine Vesalius ist noch im Originaleinband von 1555 mit Holzplatten und einem Schweinslederüberzug mit Prägung, der zum Teil aber zerbröselt ist. Der andere wurde irgendwann im 17. oder 18. Jahrhundert neu gebunden. Das sieht besser aus, ist aber weniger original.

Was lesen Sie sonst noch gern?

Hauptsächlich Sachbücher. Ich glaube, in geschichtlichen Belangen kenne ich mich relativ gut aus. Als ich fünf Jahre alt war

stolz darauf, dass ich in Bern der Erste war, der alle Patientinnen und Patienten sedierte. Die Pflegenden hassten mich am Anfang dafür, weil es mehr Arbeit

«Ich war in Bern der Erste, der alle Patientinnen und Patienten vor der Koloskopie sedierte.»

gab. Nach einem Jahr aber kippte die Stimmung. Die Pflegenden sahen, dass die koloskopierten Personen weniger traumatisiert waren.

In Ihrem Büro gibt es viele alte Bilder und Bücher. Sind Sie ein Sammler?

Sammler ist zu viel gesagt. Aber ich habe mir ein paar schöne Objekte gekauft. Mein Prunkstück ist das erste richtig gute Anatomiebuch von Andreas Vesalius aus Basel von 1555.

und mein Grossvater starb, gab es in seinem Nachlass das deutsche Buch «Illustrierte Geschichte des Weltkrieges». Ich wollte es unbedingt haben. Heute noch kann ich mich an die Diskussion erinnern, die darüber entfachte, ob man so etwas einem Fünfjährigen geben kann, denn das Buch enthielt Bilder von Schlachten und sinkenden Schiffen. Am Ende erhielt ich das Buch. Da es in gotischer Frakturschrift gedruckt war, meinte man, ich könne es ja sowieso nicht lesen. Nach zwei Wochen las ich die Frakturschrift, und ich las das Buch immer wieder. Mit der Zeit kamen aber Fragen auf. Die Berichte im Buch endeten 1915, und ich wollte wissen, wie es weitergegangen war. Auch musste ich lernen, dass der Konflikt im Buch sehr einseitig beschrieben wurde.

Sie haben ja selbst ein Buch geschrieben, über Ihre Erlebnisse als Arzt. Was hat den Impuls dafür gegeben?

Meine Frau sagte immer wieder, ich solle doch meine Erlebnisse aufschreiben. Als Corona kam und hier statt 15 Personen am Tag plötzlich nur noch vier oder

fünf zu betreuen waren, fing ich mit dem Schreiben an. Mit der Zeit fand ich selbst «cheibe guet», was ich zu Papier gebracht hatte. Also schickte ich es mit Zittern und Zagen dem Weber Verlag.

Und der sagte sofort Ja?

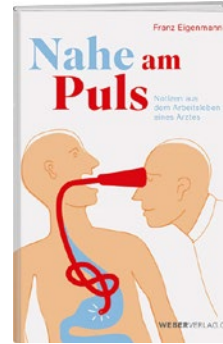
Der Verlag meinte, das könne interessant sein, ich solle das Manuskript schicken, wenn ich mehr habe. Sie jammerten ein bisschen, wie gross das Risiko sei, ein Buch eines völlig unbekanntem Autors zu publizieren. Aber trotzdem brachten sie es heraus. Immerhin gingen von Mitte Oktober bis Ende Dezember 2022 320 Bücher über den Ladentisch, ohne dass wir speziell Werbung gemacht hätten. Vor einem halben Jahr gab ich der Aargauer Zeitung ein Interview, das den Absatz noch ein bisschen förderte. Es läuft also nicht schlecht.

Was macht Ihr Buch aus?

Es ist nicht schönfärberisch, sondern relativ nüchtern. Und ich bin stolz darauf, dass es sowohl Fachpersonen als auch medizinische Laien interessiert. Man kann es sowohl einem pensionierten oder aktiven Chefarzt geben oder jemandem, der mit Medizin nichts am Hut hat – und die Chance ist gross, dass er es gerne liest. Das freut mich. ○

Das Buch von Franz Eigenmann: «Nahe am Puls»

In seinem Buch schildert Franz Eigenmann auf unterhaltsame Weise kleinere und grössere Denkwürdigkeiten aus seinem Arbeitsleben.



Franz Eigenmann:
«Nahe am Puls»,
Weber-Verlag, 2022.
104 Seiten, broschiert,
Softcover,
ISBN 978-3-03818-409-6,
Fr. 29.00



8 FACTS ABOUT ...

Franz Eigenmann

- 1 Er ist in Solothurn aufgewachsen, wohnt aber seit vielen Jahren in Baden. «Ich musste hier an vielen Wochenenden und in der Nacht Einsätze leisten. Das wäre nicht machbar gewesen, hätte ich weiter weg gewohnt.»
- 2 Als Kinder halfen er und seine Schwester in der Tierarztpraxis des Vaters bei der Kleintiersprechstunde mit. «Meine Schwester hatte das viel bessere Händchen. Ich wusste zwar, wie man eine Katze professionell hält. Aber meine Schwester konnte jede Katze davon überzeugen, dass Widerstand zwecklos ist.»
- 3 Seine Frau und er haben zwei Kinder. Die 23-jährige Martina studiert Medizin, der 21-jährige Bruno Zahnmedizin. «Meine Tochter verkündete bereits im Alter von acht Jahren, dass sie Ärztin werden möchte. Sie fragte: «Papa, kannst du mir deinen Platz im Spital reservieren?»»
- 4 Ein grosser Koch ist er nicht, aber er isst sehr gern und gerne viel. «Deshalb verzichte ich konsequent auf Süssigkeiten. Ich könnte zwar problemlos nach jedem Essen noch einen grossen Coupe verschlingen. Aber das würde zu einem gesundheitlichen Desaster führen.»
- 5 Es gehört zu seinen grossen Frustrationen im Leben, dass er kein Musikgehör hat: «Andere drängen sich in Konzertsäle oder können stundenlang Opern hören, und ich schaue alle fünf Minuten auf die Uhr und frage mich, wann es endlich fertig ist.»
- 6 Er liebt schöne Sportwagen, vorzugsweise Cabriolets. «Im Sommer finde ich es wahnsinnig vergnüglich, Cabriolet zu fahren.»
- 7 Seine Familie hat ein Ferienhaus am rechten Thunerseeufer in der Nähe der St. Beatus-Höhlen: «Ich wollte ein Haus am See, seit ich etwa zehn Jahre alt war – eine Art fixe Idee. Die Landschaft ist fantastisch, und auch im Winter ist es unglaublich schön. Meiner Frau bin ich sehr dankbar, dass sie das Häuschen bewirtschaftet. Denn ehrlich gesagt bin ich in solchen Belangen keine sehr grosse Hilfe.»
- 8 An jedem freien Tag ist er sportlich aktiv, zum Beispiel auf dem Hometrainer oder beim Marschieren: «Ich mache ein Minimum an Sport, aber das mache ich konsequent. Sport ist für mich wie Zähneputzen: Nicht unbedingt eine Freude, aber ein Bedürfnis. Man fühlt sich nicht wohl, wenn man es nicht gemacht hat.»